

dtv

»Wie oft warst du nicht die Heldin in meinen idealischen Träumen!«

Dieter Hildebrandt holt eine ungewöhnliche Frau in die Gegenwart zurück: Christophine Reinwald, geborene Schiller (1757–1847). Friedrich Schiller nannte die ältere Schwester seine früheste Heldin, denn nur bei ihr empfand er in seiner strengen Familie Geborgenheit. Ihr langes Leben gliederte sich in drei Kapitel: zuerst die Sorge um die jüngeren Geschwister, dann, mit 28 Jahren, die leidenschaftslose Vernunftfehe mit dem Meininger Bibliothekar Reinwald. 30 Jahre später ist sie Witwe und lernt nun, was ihrem Bruder über Nacht gelungen war: die Freiheit, ein eigenes Leben zu führen. Sie reist, malt, pflegt Freundschaften und empfängt Schiller-Verehrer.

Dieter Hildebrandt wurde 1932 in Berlin geboren und lebt heute als Publizist und Schriftsteller im Spessart. Er veröffentlichte u. a. ›Ödön von Horváth‹ (1975), ›Lessing. Biographie einer Emanzipation‹ (1979), ›Pianoforte. Der Roman des Klaviers im 19. Jahrhundert‹ (1985), ›Piano, piano! Der Roman des Klaviers im 20. Jahrhundert‹ (2000), ›Die Neunte. Schiller, Beethoven und die Geschichte eines musikalischen Welterfolgs‹ (2005) und ›Die Sonne‹ (2010).

Dieter Hildebrandt

Schillers
erste Heldin

Das Leben der Christophine Reinwald,
geb. Schiller

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Dieter Hildebrandt sind im dtv erschienen:

›Pianoforte. Der Roman des Klaviers im 19. Jahrhundert‹ (20582)

›Die Neunte. Schiller, Beethoven und die Geschichte eines musikalischen Welterfolgs‹ (34560)

›Die Sonne. Biographie unseres Sterns‹ (34651)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2012

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag

© Carl Hanser Verlag München 2009

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung nach einem Entwurf

von Peter-Andreas Hassiepen, München,

unter Verwendung des Gemäldes

›Elisabeth Christophine Friederike Reinwald,

geb. Schiller‹ (ca. 1789) von Ludovike

Simanowiz, Deutsches Literaturarchiv Marbach

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34701-3

Es gehört mehr Seelengröße dazu,
sich ins Glück als ins Unglück zu schicken.
Christophine

Inhalt

Passepartout für Christophine	9
I. Die Komplizin <i>oder »Inniggeliebte Schwester!«</i>	11
1. Im doppelten Boden (Solitude 1)	13
2. Familienbande Eine Kindheit im Krieg	23
3. Fluchtpunkte Geheimtreffen mit dem Bruder	35
II. Der Weg in die Enge <i>oder Das Jahrzehnt der Prüfungen</i>	45
4. Reinwalds Werbung (Solitude 2)	47
5. Szenen einer Ehe (Meinungen 1)	61
6. Der Sommer der Katastrophen (Solitude 3)	73
III. Freiheits-Etüden <i>oder Auf der Suche nach dem Ich</i>	91
7. Stille Post Die letzte Verschwörung	93

8. Wendepunkt	109
Abschied von Reinwald	
9. Sehnsucht nach dem Vaterland	117
Fünf Jahre hin und her	
IV. Altern als Lebenskunst	127
<i>oder Rüstigkeit und ein bisschen Ruhm</i>	
10. Neubeginn am alten Ort	129
(Meiningen 2)	
11. Die »Tante Reinwald«	137
Bezugsperson für Schillers Kinder	
12. Die Chronistin	143
Porträt des Künstlers als junger Mann	
V. Das letzte Jahr	153
<i>oder Besuche bei der alten Dame</i>	
Postskriptum	164
Anhang	167
Dank	169
Literatur	171
Anmerkungen	173
Bildnachweis	183
Zeittafel	184

Passepartout für Christophine

Ein einziges Mal ist sie *Heldin* genannt worden. Das war, als der Bruder, immer noch auf einer Flucht, die ihn in die Unsterblichkeit führen sollte und vorerst nur an den Rand der Verzweiflung trieb, als dieser geliebte und umsorgte Friedrich Schiller ihre ausdauernde Treue mit der Wendung belohnte, sie sei »die Heldin in meinen idealischen Träumen« gewesen. Sonst brachte er Heldinnen zu Papier und auf die Bühne; dieses eine Mal zeichnete er eine Lebende so aus. Ihre Tragik als junge Frau aber war, dass ihr Leben von den idealischen Träumen des Bruders aufs heftigste erschüttert wurde.

Zwei Jahre älter war sie als er, und um 42 Jahre hat sie ihn überlebt. Friedrich Schiller starb mit 45 Jahren, ihr fehlten nur wenige Tage zum 90. Geburtstag. Zur Hälfte gehörte sie dem 18., zur anderen dem 19. Jahrhundert an. Ihre neun Jahrzehnte aber teilen sich in drei nahezu gleiche Spannen: Fast dreißig Jahre lang blieb sie im Elternhaus, schon bald eine kräftige Stütze im Haushalt und Schreibkraft für den Vater, Hüterin der kleineren Schwestern, den Bruder umhegend wie einen geheimen Schatz. Dann weitere dreißig unter dem Regiment eines Ehemanns, den sie durch den Bruder kennengelernt, aber gegen dessen Willen geheiratet hatte. Und noch einmal dreißig Jahre waren ihr vergönnt im Witwenstand; da lernte sie spät, was dem Bruder über Nacht gelungen war: die Freiheit, ein eigenes Leben zu führen. Sie hatte nun keine Gelegenheit mehr zu Heldentaten, sondern gerade noch Kraft genug für Freundschaften, ein paar Reisen, für ein wenig Malerei und für den Umgang mit jungen Menschen: eine Avantgardistin des Älterwerdens.

Das Leben der Christophine Reinwald wäre wohl ohne den genialen Bruder in Vergessenheit geraten. Aber wir versuchen es als

ein ganz eigenständiges zu beschreiben. Über weite Strecken folgen wir ihren Briefen und Erinnerungen auf einem langen Lebensweg, den man sich so eigentlich nicht träumen lässt.

I.

Die Komplizin

oder

»Inniggeliebte Schwester!«

1. Im doppelten Boden (*Solitude 1*)

Welch ein Fest!

Ein lichtvoller, leuchtender Abend oben über dem Land, weitab von der Residenz, weitab vom Alltagsgeschäft des Regierens, der Herrschaft von Bittschriften und Befehlen! Welch eine illustre Gesellschaft aus nah und fern, sogar aus dem allerfernsten Russland, die sich einfindet beim kleinen Schösschen, bei diesem entrückten Lustbau mit seiner komfortablen Entourage aus Kavaliershäusern und Pavillons, Kirche und Komödie, Orangerien und Ordonnanzgebäuden. Welch ein Fest!

Ein langer Strom von Kutschen, Landauern, Chaisen und Cabriolets nähert sich dem Schloss durch das schier endlose Spalier der Fackeln auf schnurgerader Allee von Ludwigsburg bis hierher, auf einer Schneise, die der Wille des Herzogs Carl Eugen erst mit dem Lineal vorgezeichnet und dann von seinen Untertanen in die Natur hat schlagen lassen. Da kommen sie an, die Fürstlichkeiten, die Herzöge und Herzoginnen, die Hundertschaften der Grafen und Ritter mit ihren Damen, und lassen sich blenden von diesem Wunder der Illumination, diesen neunzigtausend Fackeln, die eine splendide Regie aufgeboten hat, und tragen selbst mit kühnen Frisurenabenteuern und kostbarem Schmuck zum Widerschein der Lichter bei.

Zum letzten Mal führt dieser opernhafte Abend des 22. September 1782 den Namen des architektonischen Ensembles ad absurdum: Solitude. Von Einsamkeit in diesen Stunden keine Spur, nichts da von Klausur, Weltabkehr, Refugium. Alles soll in diesen Stunden Zauber, Prunk, Verschwendung sein. Noch einmal hat der Herzog von Württemberg seine Solitude, von der er logistisch und

seelisch längst Abschied genommen hat, herausgeputzt zu jener Extravaganz, die sie bei hohen Besuchen ausstrahlen sollte. Eine Eremitage als gebauter Augenblickseinfall.

Diese Idee war ihm vor zwanzig Jahren gekommen, als er bei einem herbstlichen Jagdausflug auf diese Anhöhe geritten und von der weiten Aussicht in Richtung Ludwigsburg so überwältigt gewesen war, dass er spontan den Entschluss fasste, hier eine kleine Lustbarkeit zu bauen, eine Einsiedelei abseits seiner Städte Stuttgart, Leonberg und Ludwigsburg, einen zierlichen Bungalow, ähnlich dem Sanssouci des bewunderten Großen Friedrich. Und als wollte er die rasche Eingebung nicht verfliegen lassen, hatte er noch im selben Jahr mit den Vorbereitungen begonnen, er allein ohne die Assistenz des Oberbaudirektors, nur von seinem Hofmaler Guibal beraten im Hinblick auf pittoreske Wirkung. Dann war der Traum in Barbarei übergegangen. Denn die herzogliche Laune stürzte die umliegenden Dörfer mit ihren Bewohnern in eine vierjährige Fronarbeit, in eine rücksichtslose Plackerei und Dienstbarkeit, die die Leute nicht nur ihrer Kraft und der Zeit für ihr eigentliches Tagewerk beraubten, sondern auch der letzten Reste an Sympathie für diesen prasserischen, verschwendungssüchtigen Souverän. Riesige Bäume mussten gefällt und abtransportiert werden, ganze Waldstücke wurden gerodet, Steine von weither angekart, um die urtümliche Landschaft in barocke Zierlichkeit aufzulösen. Von dieser allgemeinen Schufferei zeugte denn sogar die Inschrift des Schlosses, als es dann um 1770 fertig war: MODERATORE CARLO DESERTAM SOLITUDINEM LABOR IMPROBUS QUATRIENNO VICIT: Unermüdliche vierjährige Arbeit hatte auf Geheiß Carls eine öde Einsamkeit besiegt. Die Einsamkeit war der Anlage nun als Name geblieben.

An diesem Abend gibt der Herzog seiner europäischen Adelsgesellschaft eine Art Abschiedsvorstellung zu Ehren des Großfürsten Paul von Russland. Das Fest auf der Solitude ist das Finale einer ganzen Woche prunkvoller Divertissements und Bankette, von Jagden und Bällen, Prunkopern und Balletten, die zunächst in

Stuttgart, Hohenheim und Ludwigsburg über die Bühnen gegangen waren, ehe der Tross der großen und kleinen Berühmtheiten, des höchsten, höheren und niederen Adels sich hier oben einfand. Nur der, dem all dieser Aufwand galt, der Großfürst Paul, schien, als die Festivitäten ihrer Stretta zustrebten, nicht mehr ganz auf der Höhe zu sein.

Der Mann, Sohn Katharinas der Großen und, vielleicht, ihres Gemahls Peter (den sie bald aus dem Wege hatte räumen lassen), hatte ja nicht nur die schwäbisch-württembergischen Extravaganzen hinter sich, sondern eine jener *grand tours* durch alle möglichen Königshäuser, wie sie die künftigen Herrscher Europas zu machen pflegten. Er hatte unter dem Pseudonym eines »Grafen von Norden« England, die Niederlande und Frankreich bereist, und zuletzt auch Mömbelgard besucht, das kleine Fürstentum, aus dem ihm eine ganz junge Dorothea zugeführt worden war, die nun, als seine Frau, Maria Federowna hieß. Übrigens war auch seine Mutter, die große Katharina, aus der deutschen Provinz gekommen; als eine Tochter des Fürsten Christian von Anhalt Zerbst hatte sie jahrelang unter der Fuchtel der Zarin Elisabeth gestanden, ehe sie, wie diese, die Macht am Zarenthron an sich riss.

Aber das glanzvolle Ereignis hat einen doppelten Boden. Es ist eine der bizarrsten Inszenierungen der Historie. Seine Brillanz wirft einen Schatten, in dem sich die Zukunft verbirgt, ein neues Jahrhundert, die Macht revolutionärer Ideen, die Geburt eines epochalen Dichters. Der ist, in ebendieser Nacht, auf der Flucht und versucht, der Fessel jenes Herzogs zu entkommen, der da oben sein Fest gibt und ihm die Freiheit des Wortes, das Recht zu schreiben, genommen hat. Er flieht ins Ungewisse und kreuzt auf seinem Fluchtweg noch einmal die Allee, die vor kurzem noch die Prozession der Festgäste aufgenommen hat; wirft einen letzten Blick auf das ferne Ereignis, und es zeigt sich ihm »das Schloß mit all seinen Nebengebäuden in einem Feuerglanz, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das überraschendste ausnahm. Die reine heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller

den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: »Meine Mutter!«

Es ist dieser Flüchtling, der knapp 23-jährige Friedrich Schiller, der den ganzen hochherrschaftlichen Abend ins Licht der Nachwelt rettet. Sein Ruhm und nicht der verblassende des Herzogs wird das Interesse von Historikern und Biographen, von Literaturwissenschaftlern und Heimatforschern auf diese Festlichkeit lenken, die sonst ja nur eine von unzähligen Ablenkungen der Adelsgesellschaft gewesen wäre. Wer wüsste, wäre nicht dieser rebellische Wortwüstling Schiller an diesem Septemberabend auf der Flucht gewesen, noch irgendetwas von den Tausenden von Fackeln auf der Solitude? Wer hätte sich die Mühe gemacht, die Tagebücher der Franziska von Hohenheim, der Mätresse und Meisterin des Herzogs, durchzusehen und zu finden, dass hinter all dem Glanz und Glitzer, hinter den großen Namen und den aufwendigen Kulissen eine Verstörung erkennbar wurde, die nicht mehr nur die eines Abends, sondern einer historischen Stunde war, kurz vor der Französischen Revolution?

Die Aufzeichnungen der Gräfin von Hohenheim lesen sich heute nicht nur kurios, sondern wie eine düstere Ahnung: »in einer großen Confusion auf die Solidude, die Solidid war Gantz manifig Elominirt, u. musste jedermann gefallen, es wahren aber grausam ville fremde da u.feng bald an zu regnen, die Preußes Elisabet war einen Augenplick verlohren, u. alles war wieder ser confus ... der Großfürst retirirde sich bald nach der Ankunft u.geng weder in der spektagel noch sa die schene Eluminacion am lorber sal; nach 2 uhr war die Dafel aus, es regnede ser starg, alles retterirde sich nach gehens.«

Der Glanz oben und die schattenhafte Flucht weit unten, die symbolische Konfusion der Herrschaften und das leidenschaftliche Alles-oder-Nichts des Flüchtenden: das sind die beiden Ebenen dieses doppelbödigen Abends, die spirituellen Etagen einer historischen Ungleichzeitigkeit. Hier gleiten zwei Jahrhunderte aneinander vorbei, lösen sich zwei Epochen in stummem, scharaden-

haftem Wechsel ab, sieben Jahre, ehe der Zeitenbruch mit dem Sturm auf die Bastille als weltgeschichtliches Datum fixiert wird. Auf der Höhe feiert sich eine abgelebte Gesellschaftsschicht in die Besinnungslosigkeit, auf dem einsamen Weg unten entwirft sich, im Kopf des jungen Dichters, ein Jahrhundert des Idealismus, der Gedankenfreiheit, der persönlichen Würde und der gesprengten Konventionen.

In diesem Hohlraum zwischen zwei sich voneinander abhebenden Geschichtsplateaus spielt sich das Drama der Schillers ab, das panisch lautlose Szenario einer zerreißenen Familie. Es ist ein Vorgang, der umso unheimlicher wirkt, als er sich ganz heimlich vollzieht und fast alle Betroffenen untereinander zu Fremden macht. Denn nichts weiß der Major Johann Kaspar Schiller, Gartenintendant auf ebendieser Solitude und einer der Organisatoren der großen Pracht, von der Desertion seines schwierigen Sohnes aus dem Dienst des Herzogs; ebenjenes Herzogs, dem doch der Vater, bei allen Ärgernissen, seinen Aufstieg verdankt und den anspruchsvollen Alterssitz hier auf dem paradiesischen Gelände; nur eine vage Ahnung darf die Mutter Elisabeth Dorothea haben; ihre jungen Töchter, die sechzehnjährige Louise und gar die erst fünfjährige Nanette, sind ganz aus dem riskanten Spiel.

Den tragischen Part der schuldlos Schuldigen aber muss eine ganz allein auf sich nehmen, die Doppelrolle derer, die heiter im Glanz zu dienen hat und mit dem Herzen (oder besser: den Nerven) bei der Flucht des Bruders ist; die die Wucht des Verrates am Vater ebenso spürt, wie sie den Wunsch nach Selbstbefreiung ihres liebsten Jugendgefährten nachfühlen kann. Die junge Frau von 25 Jahren bangt zweifach: um das Gelingen des riskanten Unternehmens und um das Glück ihrer Familie, das ebendadurch aufs Spiel gesetzt wird. Hier, an diesem Abend, zwischen sämtlichen Stühlen, lernen wir sie erstmals kennen: Christophine, die ältere Schwester Friedrich Schillers, das älteste Kind der Familie.

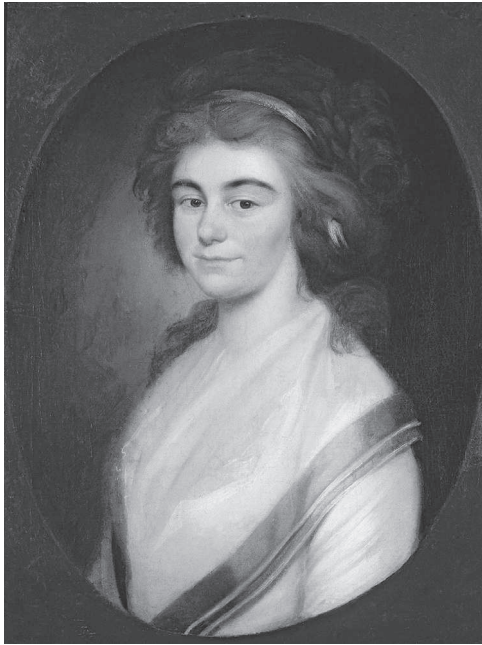
Wir sehen eine stattliche, energische, temperamentvolle Person vor uns, ein wenig kräftig gebaut und mit zupackenden Bewegun-

gen; ein hübsches Gesicht mit vollen Wangen unterm üppigen Haar. Das Porträt, das ihre Freundin Ludovike von ihr gemalt hat, läßt lebhaftige Augen erkennen, einen offenen Blick. Hier oben auf der Solitude ist sie gewissermaßen Mädchen für alles: Sekretärin für den Vater, Haushaltshilfe, Gärtnerin, Hüterin der jüngsten Schwester und Beschwichtigerin, wenn es den stets bereiten Unmut des Vaters gegenüber seinen Untergebenen abzumildern gilt. Und Gastgeberin im Hause Schiller ist sie auch: »Ich hatte als eine kräftige Jungfrau immer viel zu besorgen, da unser lb. Vater sehr gastfreundlich gegen die Fremden war, die die schöne Solitude besuchten; wenn sie ihm gemeldet wurden, ging er selbst hin, um sie kennenzulernen und wenn sie ihm gefielen schickte er den Portier zu uns, daß er sie zu Tische bringe.«

Gäste gibt es bei den Schillers an diesem Abend auch. Vater Schiller hat den für die Hilfskräfte zuständigen Oberamtmann mit seiner Familie eingeladen, sich die Illumination anzusehen. Und das war eine große, neugierige Schar, die nicht nur die Lichter, sondern auch die Lichtgestalten sehen will. Also mischt man sich unter die Zaungäste: »Es wurde erst gegen 1 Uhr nachts die Tafel besetzt«, erinnert sich Christophine Jahrzehnte später, »unsere Gäste wollten sie auch sehen, und ich ging, sie zu begleiten auch dahin, weil ich die Fürstin gerne sehen wollte. Die Großfürstin [von Russland] war eine große schöne Frau, und ihre beiden Schwestern ebenfalls schöne, freundliche Damen; der H. Großfürst aber war nicht schön und ganz eigen; er schlief nicht in dem Bette, sondern lief des Nachts überall in den Anlagen herum.«

Noch einer also, der, wie Friedrich Schiller, in dieser Nacht keinen Schlaf findet, der ruhelos ist, als ahne er sein Schicksal voraus. Vierzehn Jahre später wird Großfürst Paul von seiner Mutter den Zarenthron übernehmen und als Zar Paul I. zum rabiaten Verfolger aller revolutionären Kräfte, zu einem Herrscher ohne Ohr für die Leiden seines Volkes werden. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts, 1801, wird er einem Attentat zum Opfer fallen.

Christophines Bericht vom verstörten Zarewitsch folgt noch der



Christophine Reinwald, geb. Schiller, 1789

Satz: »Aber nun, in dieser Nacht also wählte mein Bruder das Vaterland zu verlassen, um nicht so bald vermißt zu werden.« Soll heißen, dass das Fest die beste Tarnung für die Flucht ist. Sie weiß seit langem von seinem Vorhaben; aber erst vor wenigen Tagen hat sie das genaue Datum erfahren. Der Bruder hat es ihr bei seinem letzten Besuch auf der Solitude gesagt, als er plötzlich und geradezu störend mit seinem Freund Andreas Streicher und einer Dame vom Mannheimer Theater, der Souffleuse Meyer, mitten in die Vorbereitung für die große Gala hineingeplatzt war.

Streicher, der junge Musiker und Komplize der Flucht, hat Jahrzehnte später ein von der Erinnerung besänftigtes Buch über die Vorgänge geschrieben und auch diese Szene erwähnt: »In der elter-

lichen Wohnung angekommen, war nur die Mutter und Christophine zugegen. So freundlich auch die Begrüßung war, machte sich doch bald eine beklommene Stimmung bemerkbar. Die sorgenvolle Mutter war kaum eines Wortes fähig. Da trat der Vater ins Zimmer, ganz erfüllt von den Vorbereitungen für den Besuch des russischen Gastes. Völlig unbefangen erzählte er von dem umfangreichen Programm der vorgesehenen Solitodefestlichkeiten ... Während dem entfernten sich Mutter und Sohn unbemerkt. Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber ohne seine Mutter. Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen ...«

Der Vater bemerkt die Verstörung des Sohnes nicht. Wie auch sollte er ahnen, daß er seinen Fritz erst nach mehr als einem Jahrzehnt wiedersehen wird? Dass der Abschied, den er nimmt wie nach allen früheren Besuchen, einer auf unbestimmte Zeit ist? Kaspar Schiller ist auch nicht in der Verfassung, sich auf Befindlichkeiten einzulassen, auf Wehleidigkeiten gar: er muss zusehen, dass er das Gras von den Wiesen bekommt, die Rabatten unkrautfrei, die Ränder sauber gestochen und die Vasen gefüllt. An diesem Tag muss der pater familias abdanken vor dem Kommandeur der Organisation, der ganze Regimente von Hilfskräften heranzuführen und wahrhaft »ins Feld« schicken muss, wie eine hektische Notiz verriet:

»Zu den letzten Säuberungsgeschäften sind außer den auf morgen schon bestellten 20 Mann noch weitere nötig: morgen Freitag den 20: zwanzig Weibsbilder mit Rechen und 10 Heutüchern, für Samstag den 21: vierzig Mann mit Rechen, 40 Weibsbilder, die Hälfte mit Rechen und Tüchern, die andere Hälfte mit Besen, für Sonntag den 22:« – das ist aber schon der Tag des Ereignisses! – »ebensoviel mit eben dem Arbeitsgeschirr, und kann es geschehen, daß die 40 Mann über Nacht hierbleiben müssen, daher solche aus den nächstliegenden Orten zu bestellen wären. Die mitzubringenden Besen sollen nun aber recht gut sein ...«